

Emanuel Lüthi : seine Lebensbeschreibung [Teil 6]

Autor(en): **Schrag, A. / Lüthi, Emanuel**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Pionier: Organ der schweizerischen permanenten
Schulausstellung in Bern**

Band (Jahr): **46 (1925)**

Heft 9-10

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-269094>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

PIONIER

Organ
des Schweizerischen Schulmuseums in Bern

XLVI. Jahrgang. **N^o 9/10.** **Bern,** den 1. Oktober 1925.

Preis pro Jahr: Fr. 2 (franko), durch die Post bestellt 20 Cts. mehr.

Anzeigen: per Zeile 40 Rp.

Inhalt: Emanuel Lüthi (Fortsetzung). — Heimatkunde des Moossetales (Fortsetzung).

Emanuel Lüthi.

Seine Lebensbeschreibung.

Herausgegeben von Dr. A. Schrag. (Fortsetzung.)

Als ich im Frühjahr 1871 Courtepin aufsuchte, ging gerade die Schule aus, und die Kinder sprangen mir über alle Zäune entgegen, mich zu begrüßen.

Bald gab auch mein Freund Jakob Häni seine Schule auf, wurde Schulinspektor des Seebezirks und half dem freiburgischen Erziehungsdirektor Schaller ein gutes Schulgesetz ausarbeiten. Von einigen ehemaligen Kollegen erlebte er allerlei Missbeliebigkeiten, zog sich dann als kleiner Rentier auf das väterliche Heimwesen in Salvenach zurück, wurde Amtsrichter und starb 1902. An seinem Grabe trug ich einige Verse vor.

Es war merkwürdig, wie rasch ich mich bei der nahrhaften Kost in Bern erholte. In wenigen Wochen fühlte ich mich wieder kräftig. Als an der Sulgenbachschule eine Lehrstelle ausgeschrieben wurde, meldete ich mich an und wurde gewählt. Damit begann für mich ein neuer Lebensabschnitt. Die 7 Jahre in Courtepin hatten zu meiner innern Festigung und Abklärung beigetragen. Ich liess mich durch Phrasen nicht mehr täuschen. Nun konnte ich durch Besuch der Hochschule erfolgreicher an meiner geistigen Ausbildung arbeiten und fand in meinem ehemaligen Geschichtslehrer am Seminar, dem nunmehrigen Schulinspektor König, einen zuverlässigen Freund.

Durch die Bundesrevision erhielten die Ideen, die ich von Courtepin hergebracht hatte, einen günstigen Boden. Meine kritischen Artikel im «Bund» über das freiburgische Schulwesen erregten grosses

Aufsehen und fanden Widerhall in der freisinnigen Presse. Die freiburgische Regierung machte Ablehnungsversuche, veranstaltete Volksversammlungen, sammelte Unterschriften — ohne Erfolg. Sie wusste auch nicht, wer gegen sie schrieb, so dass ich ruhig nach Freiburg hinüber konnte, um neue Beweise für meine Ausführungen zu holen. Der Redaktor Tscharner verlangte nämlich, dass ich jede Behauptung belege, was nicht leicht war, weil das Sammeln von Belegen Misstrauen erwecken konnte. Ich hielt dafür, das Komitee des Schweizerischen Lehrervereins sollte sich der Freiburger Angelegenheiten und der dadurch veranlassten Bundesbestimmungen über die Volksschule annehmen. Darum veranstaltete ich in Bern eine Lehrerversammlung, an der ich referierte. Es wurde beschlossen, den Vorstand des Schweizerischen Lehrervereins aufzufordern, eine schweizerische Lehrerversammlung einzuberufen — oder wir würden es selbst tun.

Die Versammlung in Zürich war zahlreich besucht. Viele, die vorher der Sache nichts nachgefragt hatten, wollten jetzt die erste Violine spielen. Ich liess sie gewähren und verfasste innert drei Wochen eine Flugschrift, worin das Hauptmaterial über die Zustände in Freiburg zusammengefasst war. Seminardirektor Rüegg wünschte, dass ich die Schrift anonym herausgebe, damit ich alle Eifersüchteleien in unserem Lager verhindere.

Von verschiedenen Kantonen langten neue Eingaben an die Kommission für und gegen die Revision der Bundesverfassung ein. Endlich befasste sich die Revisionskommission mit der Sache, die von Stämpfli, Jolissaint, Carteret und den Winterthurer Demokraten befürwortet wurde. Aber das Zentrum mit Alfred Escher und die katholische Rechte traten heftig gegen die Revision auf.

Diese Bewegung nahm mich stark in Anspruch. Der freiburgische Erziehungsdirektor Charles antwortete mit einer französischen Broschüre auf meine Schrift, und ich gab ihm eine Replik. Nach langen Kämpfen im Nationalrat siegte endlich der *Schulartikel*; aber in der Abstimmung unterlag die neue Verfassung, weil die welschen Föderalisten mit den Ultramontanen stimmten. Aber die Revision wurde sofort wieder aufgenommen und diesmal mit Erfolg. Der Art. 27, immer heiss umstritten, wurde durch den Stichentscheid des Nationalratspräsidenten Brunner gerettet.

Im Sommer 1873 bereitete ich mich auf das Sekundarlehrerexamen vor, und im Herbst wurde ich patentiert.

Im nächsten Frühjahr war eine Lehrstelle für Deutsch und Geschichte an der Kantonsschule ausgeschrieben. Es waren 16 Be-

werber eingeschrieben, und 6 von diesen sollten sich einer Prüfung unterziehen. Da mein Name nicht auf der Liste stand, machte ich einen Rekurs an die Regierung, worauf ich zu dem zweitägigen Examen zugelassen und von der Schulkommission einstimmig gewählt wurde, die mich vorher ausrangiert hatte. Es war mit falschen Angaben gegen mich intrigiert worden.

Mein rasches Emporkommen in Bern hatte mir einen Haufen Neider zugezogen. Damals herrschte in Bern ein arges Konventikelwesen. Die Deutschen bildeten sich ein, die Stellen an der Hochschule und Kantonsschule gehören selbstverständlich ihnen. Gegen dieses Gebahren entstand in der Regierung Opposition. Professor Kocher wurde entgegen den Vorschlägen der Hochschulkamarilla gewählt. Auch gegen meine Wahl waren die Deutschen aufgebracht, machten mich hinterrücks herunter und hetzten die Buben gegen mich auf. Daneben waren die Akademiker, in zwei besonderen Konventikeln zusammengeschlossen, die verlangten, dass ihre Mitglieder gewählt werden sollten, nicht weil sie Lehrer waren, aber weil sie nicht Pfarrer werden wollten, aber doch untergebracht werden mussten. Man machte es mir zum Vorwurf, dass ich Primarlehrer gewesen war; das ging manchen Leuten gegen den Strich.

Die Ordnung in der Kantonsschule liess viel zu wünschen übrig. Ehemalige Schüler, die irgendeinen Ärger gegen einen Lehrer mit sich herumtrugen, traten als Instruktooren ins Kadettenkorps ein, spendeten nach den Übungen den Jungen Bier und hetzten sie auf. Überhaupt wurde das Korps so geleitet, dass es Unordnung in die Schule brachte. Man brauchte sich daher nicht zu verwundern, wenn die Lehrer gegen das Kadettenkorps gestimmt waren.

Schon seit langem wurde von Burgdorf, Biel, Thun und Langenthal am Untergang der Kantonsschule gearbeitet. Man warf ihr vor, sie übertreibe ihre Anforderungen an die Schüler vom Lande, damit diese gezwungen wären, sich 10 Jahre lang in Bern zu verkostgelden. Die Patrizier wollten mit ihrer Realschule ebenfalls die Kantonsschule beseitigen; sie nahmen die Schüler schon nach Vollendung des 5. Altersjahres auf und hatten kein obligatorisches Kadettenkorps. Die gegenseitigen Intrigen waren natürlich dem Unterricht nicht förderlich.

Zu dieser Zeit unternahm ich grössere Reisen, eine nach Wien an die Weltausstellung, eine quer durch Deutschland bis Berlin. Die Wienerreise dauerte 4 Wochen. Ich schrieb 18 Berichte in die Berner Zeitung über die Weltausstellung, die viel Anklang fanden. Jeden

Morgen stand ich um 4 Uhr auf und verfasste die Berichte anhand meiner Notizen vom vorigen Tag. Das Schulwesen mehrerer Staaten war ausgezeichnet vertreten, besonders das von Schweden, Österreich, Amerika, überhaupt war die Weltausstellung grossartig organisiert. Sogar der Khedive von Ägypten hatte eine wunderbare Ausstellung. Ich besuchte auch die Kunstsammlungen. Damals regierte in Wien die Cholera; deswegen logierte ich in einer Ulmerschachtel auf der Donau und kam gesund nach Hause, wenn auch erschöpft von der vielen Arbeit. Meine Mutter hatte eine grosse Angst ausgestanden wegen meiner Reise.

Im Jahre 1875 durchreiste ich Württemberg und Sachsen und besuchte Berlin, um Schulstudien zu machen. Es sah lange nicht so gut aus, wie ich erwartet hatte. In Stuttgart fand ich die erste permanente Schulausstellung, die 1859 gegründet worden war, aber ein schwaches Dasein fristete als Abteilung der Zentralstelle für Handel und Gewerbe.

Es würde viel zu weit führen, meine Reiseeindrücke darzustellen. Nur soviel sei bemerkt, dass die sozialen Zustände in Österreich und Deutschland weit schlimmer waren als bei uns.

An der Hochschule Leipzig dozierte Professor Ziller Pädagogik. Er baute seine Berühmtheit darauf auf, die Privatschulen zu empfehlen, wodurch er die Besitzenden gewann, und wählte die Bibel zum Zentralpunkt des Unterrichts, wodurch er die Orthodoxen zu Anhängern machte. Seine Musterschule mit ihren «Kulturstufen» war eine der traurigsten Anstalten, die ich gesehen habe. Nirgends habe ich soviel prügeln gesehen wie dort. Beim Abschied von Leipzig fragte ich mich, ob ich darüber schreiben solle. Aber ich fand die Sache so faul, dass ich mich entschloss, zu schweigen.

Auf der ganzen Reise konnte ich auch feststellen, dass überall in den Schulen die Mundart mehr oder weniger zur Geltung kam. Aber in der Schweiz stellt man die Forderung auf, dass in einem norddeutschen Jargon unterrichtet werde. Das sei vornehm! Nicht einmal die Hoftheater von Berlin, Stuttgart und Wien können sich auf die gleiche Aussprache einigen.

Im Jahre 1875 heiratete ich Frl. Elise Falb, die Tochter eines bernischen Lehrers im Kanton Freiburg, dessen Familie mir von Frl. Bähler, der Schwester des Pfarrers, sehr empfohlen worden war. Seit meiner Seminarzeit hatte ich eine grosse Neigung empfunden für Maria Schmid, die Schwester eines Schulkameraden. Ich hatte auf eine Heirat verzichtet um meiner Mutter und der Brüder willen.

Als ich dann Lehrer an der Kantonsschule geworden war, schien die Heirat sicher, da auch Vater Schmid nichts dagegen einzuwenden gehabt hätte. Maria besuchte mich in Bern, wurde aber durch Verleumder gegen mich aufgehetzt. Da schrieb ich ihr, wenn sie solche Schlechtigkeiten von mir glaube, seien wir fertig. Ich erhielt keine Antwort.

Je mehr ich mich in Bern mit öffentlichen Angelegenheiten befasste, desto mehr böse Zungen gingen gegen mich los. Der Kaufmann A, ein ehemaliger Lehrer, unterlag in einem Streit wegen der bernischen Lehrerkasse, und aus Rache verbreitete er in fünf Zeitungen die Mär, dass Oberlehrer Weingart und ich saufen, ein unsittliches Leben führen und spielen. Es gelang uns, durch den Untersuchungsrichter Tschanz seine unter falschem Namen eingesandten Korrespondenzen auf ihren Urheber zurückzuführen. Sein Fürsprecher suchte uns mit der Androhung eines Prozesses einzuschüchtern. Wir gaben aber nicht nach, so dass A. in den fünf Zeitungen mit Unterschrift die Unrichtigkeit seiner Behauptungen zugeben musste. Natürlich verwerteten meine Neider zu Stadt und Land den Fall nach ihrer Weise. Gleichwohl verlor A. alle seine Ehrenämter und war von da weg ein toter Mann.

Der ganze Handel hatte auf mich einen so traurigen Eindruck gemacht, dass ich ausgewandert wäre, wenn ich nicht für meine Mutter hätte sorgen müssen. Nun kann man sich nicht gegen alle Teufeleien genügend wehren, weil die meisten Leute ihre Freude daran haben, dass andere heruntergemacht werden. Das war auch in Neuenegg der Fall, und Maria Schmid war das Opfer: Man mochte mir die «gute Partie» nicht gönnen.

Nach diesen Erfahrungen nahm ich meine Studien wieder auf. Es war mir aufgefallen, dass in der schweizerischen Reformationsgeschichte manches eine oberflächliche Darstellung gefunden hatte. So machte ich mich an die Untersuchung der Kappelerkriege, um den Nachweis zu leisten, dass die bernischen Söldnerführer bei Kappel Verrat begangen, d. h. im entscheidenden Moment die Zürcher im Stiche gelassen hatten. Als ich dem damaligen Staatsarchivar Stürler meine Hypothese mitteilte, sagte er freundlich, der Historiker dürfe sich nicht von Hypothesen leiten lassen, sondern müsse nach den Akten die Tatsachen darstellen, und er dürfe solange keinen sichern Schluss ziehen, bis er das gesamte Aktenmaterial, das in einer Frage irgendwo noch aufzutreiben sei, berücksichtigt habe. Diese wenigen Grundsätze leuchteten mir sofort ein, und ich scheute keine Mühe,

im bernischen Staatsarchiv, in den eidgenössischen Abschieden, in Anshelms Berner Chronik und in den Archiven von Freiburg, Luzern und Zürich die Akten zu studieren.

Merkwürdigerweise fand ich das Hauptmaterial in unserem Staatsarchiv; es war von den bernischen Historikern gar nicht benützt worden, weil es auf dem Rathausestrich als «unnütze Papiere» klafferhoch aufgeschichtet lag. Stürler hatte dann in jahrzehntelanger Arbeit diese Papiere geordnet, datiert und einbinden lassen. Sie wurden für mich eine wahre Fundgrube.

Die Zürcher Chronisten, Bullinger u. a., hatten im Interesse Zwinglis und der reformierten Kirche auf Kosten Berns und der historischen Wahrheit die Tatsachen entstellt. Bern wollte den Krieg aus finanziellen, religiösen und politischen Gründen verhindern; denn es sah durch den Religionskrieg den Fortbestand der Eidgenossenschaft gefährdet.

Als ich in vier Abendsitzungen des historischen Vereins meine Arbeit vortrug, kam es anfangs zu heftigen Auseinandersetzungen; aber mehr und mehr neigte sich die Ansicht der Zuhörer zu meinen Gunsten. Den bernischen Pfarrern und auch dem damaligen Erziehungsdirektor Bitzius war die Sache sehr ungelegen, was ich nicht begreifen konnte, hatten doch die Reformer das Recht der freien Forschung auf ihre Fahne geschrieben. Bald setzten von Zürich und Bern aus Angriffe der Theologen auf mich ein; denn meine Arbeit war 1878 im Programm der Kantonsschule erschienen. Herr Stürler und Herr Gonzenbach, der Präsident des historischen Vereins, die angesehensten Historiker Berns, stellten sich ganz auf meine Seite, während Pfarrer Blösch sich allmählich zurückzog.

Von verschiedenen Seiten wurde ich aufgefordert, mich für die Doktorprüfung anzumelden, so vom Geschichtsprofessor Stern, der erklärte, meine Arbeit sei ganz vorzüglich. Auch Regierungsrat Lienhard ermunterte mich dazu. Es bestanden aber noch andere Meinungen, und auch diese machten ihren Einfluss geltend; namentlich hatte ich die Theologen gegen mich. Der Doktorhut wäre eben eine Bestätigung meiner Arbeit durch die Hochschule gewesen.

Schon seit 1871 hatte ich Privatstunden im Englischen genommen und studierte jetzt auch Latein, weil es für das Geschichtsstudium erforderlich war. Mittlerweile war auch eine neue Auflage meiner Arbeit notwendig geworden. Ich konnte meine Darstellung ergänzen aus Vadians Schriften, die damals erschienen und meine Auffassung vollkommen bestätigten.

Allerdings war ich nun wieder mit Arbeit überladen. Ich stand jeden Morgen um 4 Uhr auf und wollte das Doktorexamen in kurzer Zeit bewältigen. Diesmal hatte ich mir aber zu viel zugemutet. Eines Morgens lag ich bewusstlos in meinem Zimmer am Boden, so dass meine Mutter glaubte, ich sei gestorben. Es war aber nur Erschöpfung; aber diese schwächte mein Gedächtnis. Trotzdem ging ich ins Examen. Professor Stern, der mir zum Examen geraten hatte, fragte mich wider alle Gepflogenheit nicht aus meinem besondern Studienggebiet, und der Altphilologe legte mir einen lateinischen Text vor, über den auch gewiegtere Lateiner hätten stolpern können. Zudem wirkten zwei meiner Gegner als Experten mit. Auch andere Umstände berechtigten zu dem Schluss, dass mein Schicksal zum voraus besiegelt war. Man erklärte mir, ich habe die Prüfung nicht bestanden.

Die ärztliche Untersuchung ergab, dass meine Nerven völlig erschöpft waren. Ich musste meine Studien unterbrechen. Zudem litt ich seit längerer Zeit an einem Augenübel, das immer wiederkehrte. Die hiesigen Ärzte verordneten dagegen regelmässig Salben, Atropin und einige Tage Hausarrest; aber das Übel wurde so schlimm, dass ich plötzlich nichts mehr sah. Zu derselben Zeit erblindete mein Freund, der eidgenössische Vizekanzler Gisi, vollständig. Jahrelang hatte er bis nachts ein Uhr an seiner Schweizergeschichte geschrieben, war aber trotzdem immer pünktlich auf seinem Büro erschienen. Dieser wohlwollende Mensch hatte seine Ersparnisse einem Studenten geliehen; dieser wurde aber in einem Duell im Bremgartenwald erschossen. Nun war Gisi mittellos, ging zu seinem Bruder in Solothurn, wurde aber geisteskrank und starb in St. Urban.

Es war für mich die höchste Zeit, einen andern Augenarzt aufzusuchen, damals war Professor Homer in Zürich die erste Grösse auf diesem Gebiet, und ich konnte von Glück reden, dass ich mich ihm anvertraute. An einem Vormittag untersuchte mich sein Assistent, zündete vielmal in meine Augen hinein, und sein Sekretär nahm das Protokoll auf. Am Nachmittag musste ich wieder erscheinen. Herr Homer führte die Untersuchung in gleicher Weise durch. Dann rief er aus: «Welche Kamele haben Sie behandelt?» Sie haben ja die besten Augen auf der Welt; aber Sie sitzen zuviel, studieren zuviel; daher mangelhafte Blutzirkulation, Blutandrang zum Gehirn und zum Augennerv und damit plötzliches Verschwinden des Augenlichts. Ändern Sie Ihre Lebensweise, marschieren Sie viel!»

Die Reise nach Zürich war für mich eine Rettung, und ich blieb Professor Homer immer dankbar.

In diesen Jahren stiegen mehrere hervorragende Berner ins Grab, so 1879 J. Stämpfli, der Mann mit den grossen Augen, dem weiten Blick und der grenzenlosen Hingabe an das Gesamtwohl. Auch Nationalrat Gonzenbach, der Präsident unseres historischen Vereins, verliess uns. Ich besuchte ihn noch auf dem Todsbette. Er war konservativ und wohl der grösste Gegner Stämpflis, dazu sehr gelehrt. Er wusste sehr schön zu erzählen und hat uns oft im historischen Verein seine Erlebnisse geschildert. Das war die Glanzzeit dieses Vereins. Gonzenbach schilderte uns auch seinen Gegner Stämpfli, namentlich auch seine Macht über den Grossen Rat. Gonzenbach konnte dort wohl die schönste Rede halten; folgte aber die Abstimmung, so blickte der ganze Rat nach J. Stämpfli, der im Winkel links im Saale sass. Wenn Stämpfli sich erhob, dann stand auch der ganze Rat auf. Noch am letzten Tag seines Lebens sagte mir Gonzenbach, er schätze mich glücklich, dass ich der radikalen Partei angehöre, denn diese habe nicht nur grosse Gesichtspunkte, sondern sie habe auch die grössten finanziellen Opfer gebracht; als Präsident der Handelsbank könne er dies bezeugen.

Von meinen Lehrern im Seminar verliess uns zuerst Joh. Rud. Weber, der vortreffliche Gesangsmethodiker. Ihm folgte König, der begeisterte Geschichtslehrer. Es starb auch Eduard Langhans, der Philosoph und ausgezeichnete Religionslehrer, der kühne Bibelklärer, der einer Armee von Theologen die Stirne bot, zugleich ein hervorragender Stilist, der an Bildung seine Kollegen am Seminar weit überragte, dabei aber der bescheidenste Mensch war. An seinem Todestage besuchte ich ihn zu Hause. Seine Frau holte von ihm die Erlaubnis zum Empfang. Wie ich ihn erblickte, dachte ich: er ist ein Mann des Todes, obschon er hinter seinem Arbeitstisch sass und schrieb. In der folgenden Nacht verschied er. Wie oft hat er in Versammlungen als Redner geblüht! Er verstand es, einige scheinbar unwesentliche Gedanken zusammenzustellen, sie mit einer grossen Idee in Beziehung zu setzen, diese überraschend zu entwickeln und die ganze Zuhörerschaft trotz der Einfachheit seiner Worte hinzureissen. Sein wohlgetroffenes Bild habe ich dem Schulmuseum geschenkt und im «Pionier» einen kurzen Nachruf veröffentlicht.

Schon vor Langhans war sein Freund und Kampfgenosse A. Bitzius dahingegangen. Er hatte den Ruhm seines Vaters geerbt, war fleissig und wohlwollend, aber sehr bestimmbar. Mit Bitzius und Fr. Langhans, dem Bruder Eduards, sanken die Koryphäen der Reformer ins Grab.

Sie hatten ein neues Kirchengesetz zustande gebracht und auch bei der Bundesrevision mit Erfolg mitgewirkt.

Kirchliche Streitigkeiten waren damals an der Tagesordnung. Der Pfarrer von Überstorf, der wegen des Kollaturrechts des Kantons Bern von der Berner Regierung besoldet wurde, wollte die Protestanten auf einem Schindanger oder Chaibenacker begraben, und die freiburgische Regierung ergriff seine Partei. Der Streit dauerte schon ins 5. Jahr, und die Gemeinde Bösinggen bei Laupen mochte kaum den Entscheid erwarten, um ebenfalls den Reformierten dieselbe Schmach anzutun. Nationalrat Brunner nahm sich der Protestanten an. Einst begegnete er mir an der Bundesgasse und berichtete mir, die Berner von Überstorf seien bei ihm gewesen um seinen Beistand zu erbitten, aber es sei ihm unmöglich, ihnen zu helfen, weil sie keine Beweise bringen können, dass der Acker ein Schindanger gewesen sei. Er fragte mich, ob ich wohl imstande wäre, diesen Beweis zu beschaffen. Ich versprach, einen Versuch zu machen. Am nächsten Samstag nachmittag setzte ich bei Thörishaus über die Sense, um den nächsten Weg zum Schindanger einzuschlagen. In der Riedern, dem nächsten freiburgischen Ort, fragte ich nach dem ältesten Bauern, der offenbar von dem Streit keine Ahnung hatte. Er erinnerte sich genau, dass man auf dem Acker unter dem Wald abgestandene Tiere verscharrte und gab mir sein Zeugnis mit Unterschrift. Das übergab ich Herrn Brunner. Die Berner in Überstorf reichten einen Rekurs an die Bundesversammlung. Die zur Prüfung der Frage gewählte Kommission, der auch Brunner angehörte, beschloss, einen Augenschein zu nehmen. Brunner bat mich, als Führer zu dienen. Auf dem Marsche folgte die Mehrheit der Kommission meinen Füßen; die Minderheit, die keinen Führer hatte, bewahrte eine achtungswürdige Distanz. Es war ein schöner Nachmittag und in Flamatt Tanzsonntag. Der kleine Sonderegger von Appenzell I.-Rh., immer lebenslustig, vergass die schwere Streitfrage schon auf dem Rückwege und schwang in Flamatt das Tanzbein, was ihm jedoch seine Appenzeller nicht übelnahmen. Nun wünschte die Freiburger Regierung einzulenken. Sie fuhr in der Staatskutsche den Berner Bauern nach und erklärte sich bereit zu einem Beitrag in die Errichtung eines reformierten Friedhofs, dessen Ort die Berner selbst bestimmen könnten. Die Bösinger schlugen bald denselben Weg ein. So entstand ein reformierter Friedhof beim Schulhause zu Flamatt und einer beim Schulhause zu Fendingen. Für meine Reiseauslagen spendeten mir die Berner Bauern im Freiburgischen eine Ankenballe, und nun lebten sie wieder in konfessionellem Frieden.

(Fortsetzung folgt.)